

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition über den im Stadtbezirk und den Bezirken errichteten Subskriptionsstellen abgeholt: vierteljährlich 4.50, bei monatlicher Zahlung 1.50, bei vierteljährlicher Zahlung 4.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Montags um 6 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannsgasse 8.

Filialen: Alstedt, Gohlis, D. Klemm's Cortin, Universitätstraße 8 (Postamt), Realschule, Rathhausplatz 14, post. und Königsplatz 7.

Nr 196.

Donnerstag den 18. April 1901.

Anzeigen-Preis

die 6 spaltenweitige Seite 25 A. Reclamen unter dem Rubricationszeichen (4 spalten) 75 A. vor dem Familiennachrichten (6 spalten) 60 A.

Extra-Beilagen (gratis), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbestellung 4 00., mit Postbestellung 4 70.-.

Annahmestellen für Anzeigen: Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr. Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr. Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.

95. Jahrgang.

Die Wirren in China.

Eine neue Ostasienpolitik

kommt aus Peking und sie trifft wiederum Deutschland. Schon durch Extrablatt machten wir die folgende Meldung bekannt, die nicht verstanden wird, einmal auf-ichtiges Bemerkung mit dem tragischen Schicksal des letzten deutschen Konsuls zu erörtern, der sein Leben lassen mußte, dann aber auch den schmerzlichen Ernst der Lage aus denen wieder erkennbar zu machen, die wir in die Handlung der Wirren in China setzen und es sei Zeit, die Lage weniger streng zu halten oder gar das Steuer beimächtig zu richten.

Berlin, 18. April. (Telegramm.) „Wolffs Telegramm“ berichtet aus Peking: Der vom Feldmarschall Graf Waldersee bewohnte Thron des Kaiserlichen Palastes ist einschließlich des Hofes bis zum 15. März durch ein Heer von 2000 Mann besetzt. General v. Schwarzhoff wird vermisst; er ist angeblich beim Rückzug der Reichstruppen in China gefangen worden, nachdem er bereits ins Meer gesunken war. Sonstige Nachrichten sind bisher unbekannt. Das Heer ist in der Wohnung des abwesenden Kaisers in Umlage versammelt. Es wird Brandstiftung vermutet.

Die Meldung ist so gut wie amtlich, es ist also nicht an der betrüblichen Tatsache zu zweifeln. Weitere Einzelheiten liegen bis in die Mittagsstunden nicht vor.

Erst vor wenigen Tagen wurde der deutsche Hauptmann Barth von einem Chinesen erschossen. Wenn ich jetzt — die Wichtigkeit der Vermutung auf Brandstiftung vorausgesetzt — der Panikmache und die Radikalität chinesischer „Patrioten“ abwärts gegen Deutsche und noch dazu gegen den Kaiser richten, der gegenwärtig als höchster internationaler Vertreter der Menschheit, die deutsche Wehrmacht in hervorragender Weise repräsentiert, so kann man daraus ersehen, daß Deutschland in noch höherem Grade als bisher die beherrschte Macht in China ist. Es wird also darauf zurückzuführen ist, daß Deutschland den obersten Leiter der kaiserlichen Armee gegen das verrottete Chinesentum gestellt hat, oder ob die unermesslichen Heere der englischen Flotte gegen das barbarische Verhalten der Deutschen in China das Übrige mit dazu beigetragen haben, was vorerst dahingestellt bleiben muß. Auf alle Fälle zeigt das neue Vorkommnis, daß an ein Zurückgehen der internationalen Truppen im gegenwärtigen Moment nicht zu denken ist, zumal die

Wiederankunft der Reichstruppen durch die Chinesen, Boyer sowohl wie reguläre kaiserliche Truppen, von allen Seiten gemeldet wird. So trifft uns heute die folgende Mitteilung:

Konstantin, 18. April. (Telegramm.) Dem „Standard“ wird aus Konstantin unter dem 17. April berichtet: Es heißt sich, daß die Chinesen einen Teil der Eisenbahn zwischen Peking und Tientsin zerstört haben. Dem Bericht nach sind die letzten Züge gestoppt. Von Tientsin sind Verhaftungen erfolgt. — Nach Nachrichten aus vertrauenswürdiger chinesischer Quelle hat sich General Ma entschlossen, die Reichstruppen wieder zu bewegen.

Daß man das neue kriegerische Aufbegehren des besorgten China mit der Hinterhältigkeit seiner Diplomaten zusammen, die bis jetzt tatsächlich nur ein paar Manbarien-

Wolfe geopfert hat und gar nicht daran zu denken scheint, auch die übrigen Vertragsverpflichtungen zu erfüllen, so muß man leider mit der Möglichkeit rechnen, daß jetzt erst die zweite Etappe in der Pacificierung Chinas beginnt.

Der Krieg in Südafrika.

Der Krieg in Südafrika.

des „General-Gouverneurs“ der beiden „unterworfenen und annektierten“ Republiken, wird bald zu einer Flut von Kommentaren geben. In zweierlei Hinsicht man dabei denken müssen. Nämlich ist zunächst diejenige Persönlichkeit, an der die Voren den schwersten Anstoß nehmen, wenn es sich um den Frieden und die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse in Südafrika handelt. Das einzige Wesentliche, was Chamberlain dem englischen Unterhaus von der letzten Sitzung des Parlaments bei der Verhandlung mit Kitchener mitteilen konnte, war das Festhalten, daß der Vorenführer (scharfe) Einwendungen gegen Kitchener gemacht habe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine halbtägige Verhandlung zwischen dem kriegführenden Parteien in ganz erheblichem Maße erleichtert würde, wenn dieser persönliche Streit des Anführers verschwände. Es ist nicht unmöglich, daß England endlich der Sprache der täglichen Verleumdungen und der enormen Budgetforderungen ein willkürliches Geheiß erteilt als bisher und die Person Kitchener's, natürlich in veredelter Form, zum Opfer bringt. Andererseits ist Kitchener aber, wie der „S. P.“ hervorhebt, auch derjenige, der zum Teil im Bereich mit Kitchener den Voren Friedenbedingungen zustimmen wollte, die weit milder waren, als sie Chamberlain annehmen mochte. Folglich geht er jetzt nach England, um seine und Kitchener's Auffassung gegen schärfsten Schmarotzer in der südafrikanischen Angelegenheit gegenüber zu vertreten. Welche von beiden Verhandlungen der Unterhaus Kitchener's die richtige ist, wird man die Zeit lehren.

Englische Staatsbank.

Geht man in London ein Blaubuch über die Angelegenheiten in Südafrika zu veröffentlichen. Es enthält Depeschen, die die Niederländische Regierung vor dem Krieg an den Präsidenten Kruger geschickt hat, um in ihn zu drängen, die englischen Vorkämpfer nicht abzugeben. In dem Depeschen steht es, daß die englische Regierung ebenso wie die holländische sein übereinstimmend, daß jede Annäherung des Präsidenten Kruger an eine der Großmächte in diesem sehr kritischen Zeitpunkt ohne jedes Ergebnis und sehr gefährlich für die Republik sein würde. Das Blaubuch enthält ferner eine Depesche Kitchener's vom 6. März, in der dieser einen Überblick über die derzeitige Lage in Südafrika gibt und sagt: „Es ist möglich, so zu sagen, daß das letzte halbe Jahr eine Zeit des Rückschritts war, sowohl in moralischer, wie in materieller Hinsicht. Das Land ist glücklicher Weise in der Lage, sich bald zu erholen, und wird nicht viele Jahre brauchen, um die unangenehmen Verhältnisse des Kriegs wieder gutzumachen. Die Republiken sind aufs äußerste ruiniert, der Krieg müde, durch den viele von ihnen ruiniert sind, aber sie sind bereit, so lange zu kämpfen, bis Südafrika unerschütterlich für immer ein Land unter britischer Flagge ist. Wenn dies erreicht sein wird, sind sie bereit, allen Hoffnungen zu begraben und dem Frieden entgegenzukommen zu beweisen, damit er sich unter den

ihm bereits angebotenen Bedingungen ergibt.“ In Verbindung mit dem Bericht Kitchener's dem englischen Unterhaus, bevor er seine Verwaltungstätigkeit beginnt, einen die Zeit von drei Monaten nicht übersteigenden Urlaub.

Victoria, 17. April. (Herald's Bureau.) Nach vollständig angeführter Sitzung der Verträge der Voren im Monat März 200 Tote und 1000 Gefangene.

Politische Tageschau.

Wenn die ganze zweite Sitzung des Abgeordnetentages am Montag in demselben Tempo sich vollzieht, in dem das Haus gestern arbeitete, so wird eine ganze Reihe von Tagesordnungen möglich sein, um diese Sitzung zu Ende zu führen. Gleich die erste, dem § 11 enthaltene Debatte über die vorangehenden Paragraphen wurden ohne jede Diskussion erledigt — füllte die ganze fünfzehnstündige Sitzung aus. Der § 11 betrifft zwar nur das Urheberrecht an „Werbemerkmalen“ und spricht bezüglich desselben aus, daß es auch die ausschließliche Benutzung zur öffentlichen Aufführung des Werkes einschließt. Die Fortsetzung darüber griff aber in Folge eines von dem Abg. Kintelen vom Centrum gestellten Antrages gleich auch die Frage der öffentlichen Aufführung der im Druck erschienenen „musikalischen Werke“ über. Das bestehende Recht schließt die Komponisten gegen einen öffentlichen Vortrag ihrer Compositionen bekanntlich nur, wenn sie diese mit dem ausdrücklichen Bemerken, sich das Aufführungsrecht vorbehalten zu haben, ertheilen lassen. Heißt dieser Bemerken, so kann die Composition auch ohne weiteres eingeleitet und öffentlich aufgeführt werden. Demnach soll auf Wunsch der Komponisten, als der Komponisten, sowie nach dem Willen der Regierungsvorlage, den auch die Commission sich angeeignet hat, ein Ende gemacht werden. Der in der Beratung mit § 11 verbundene § 27 bestimmt, daß, wenn die Commission die Verlesung des Verfassers der Texten des Reichsgesetzes nur dann nicht öffentlich werden darf, wenn die Aufführung keinen gewerblichen Zweck dient und für die Zubörer unentgeltlich ist; zweitens, wenn die Aufführung bei öffentlichen (Musikfesten) ausgenommen; drittens, wenn der Vortrag für Wohlthätigkeitszwecke bestimmt ist und die Mitwirkenden keine Vergütung erhalten; endlich viertens, wenn die Aufführung von Vereinen nur für ihre Mitglieder und deren Familienangehörigen veranstaltet wird. Der schon erwähnte Antrag des Abg. Kintelen vom Centrum, der mit großer Beifälligkeit besonders von dem Abg. Richter unter-stützt wurde, bezweckt, es bei dem bestehenden Rechtszustand zu belassen, einestheils, weil bei den Componisten ja schon so wie so ein hinreichender Schutz gegen ihren nicht gewerblichen öffentlichen Aufführungen ihrer Werke durch das Recht des Vorbehalts-Bemerken gewährleistet ist, andererseits aber auch aus Gründen des Allgemein-Interesses, das heißt des Interesses an der Fortdauer derjenigen Musikfesten, namentlich durch die Gesangsvereine, deren Deutschland sich zur Zeit in einem Maße wie kaum ein anderes Land erfreut. Im Verlaufe der Erörterung stellte sich rasch heraus, daß in dieser Frage die sonst befeindeten Parteigruppen ganz außer Betracht blieben. Und sowohl die Herren Kintelen und Richter wurden bei ihrem Vorschlag gegen die Vorlage und vor sich mit dieser bedeuten Vorschlag der Commission von ihren Fraktionen beinahe ganz im Einde geschlossen. Wie

Herrn Kintelen stimmte nur noch ein einziges Centrumsmittelglied und mit Herrn Richter gingen von der freikonservativen Volkspartei auch nur ein paar Mann. Richter der letztgenannte Parteiführer doch sogar dem Scherz erliegen, daß zwei seiner Fraktionsgenossen, Traeger und Müller-Reinigen, den Scherz der Componisten gegen öffentliche Aufführung ihrer Werke durch Gesangsvereine noch über das Maß der Vorlage hinaus ausgedehnt wissen wollten. Dafür hatte Herr Richter freilich das Vergnügen, einmal Herrn Gamp von der Reichspartei an seiner Seite für die Gesangsvereine eintreten zu sehen. Das Ende vom Liede war, daß die Beschlüsse der Commission (die Regierungsvorlage) mit großer Mehrheit, zu der diesmal auch die Socialdemokraten gehörten, zur Annahme gelangten. Sowohl die Anträge Kintelen und Richter der letztere, der im Laufe der Debatte einging, lief mit geringen Variationen auf dasselbe hinaus, wie der Antrag Kintelen) wie auch der auf einen noch weiteren Scherz der Componisten aufreißende Antrag Traeger's. Dasselbe wurde gegen mehrere Widerstände abgelehnt. Staatssekretär Niedring, der wiederholt das Wort für die Vorlage nahm, wurde dabei von einem Commissar aus dem preussischen Kultusministerium unterstützt, der erklärte, daß gelegentlich privater Besprechungen die Gesellschaft Deutscher Componisten durch ihren Vorstand die Vorlesung habe abgeben lassen, daß die öffentlichen Aufführungen kleinerer Gesangsvereine keine Einmischung für sich machen zu wollen. Das mag für die Gegenwart ganz dankenswerth sein, für die Zukunft ist es aber, darin wird man Herrn Richter Recht geben müssen, eine unzuverlässige Brücke, da ja die Personen wechseln.

Endlich nimmt der „Reichsanzeiger“ das Wort zu der vielbesprochenen Meldung, der Kaiser habe gelegentlich geäußert, „er sei den Canal nicht geschlossen haben, unterschreibe ich den Soltau“. Das amtliche Blatt erklärt, der Kaiser habe sich weder mündlich, noch in einer Randbemerkung zu einem Feststellungsbeschlusse, „noch in irgend einer anderen Form in dem Sinne ausgesprochen, daß die Behandlung der Soltaufrage im Reich von dem Gange der Verhandlungen über die Canalvorlage im preussischen Landtage irgendwie abhängig zu machen sei.“ Das Dementi ist so häufig und so umfassend wie möglich, um so mehr aber drängt sich die Frage auf, warum es nicht früher erfolgt ist. Der „Reichsanzeiger“ spricht allerdings von dem „bereits anderwärts dementirten angeblichen Kaiserworte“, aber damit ist die Frage nicht gelöst. Die „Confer. Corr.“, in der der angebliche Ausspruch dementirt wurde, ist doch kein amtlicher Dementirapparat und gilt nicht einmal im consensuellen Lager als ein solcher. Dieses Dementi hat daher auch nicht gefruchtet und die Treibereien gegen den Canal nicht beendigt. Warum man erst jetzt daran denkt, dem nichtamtlichen und deshalb unwirksamen Dementi ein amtliches folgen zu lassen, bleibt unauflöslich. Allerdings liegt die Annahme nicht fern, man sei nur wegen an ein amtliches Dementi gegangen, weil man gefürchtet habe, es werde von den Canalgegnern zu der Ausnutzung ausgedehnt werden, dem Kaiser sage nicht mehr viel an der Ausföhrung der mehr internationalen Projecte und deren Abwicklung worden auch für Niemand eine unangenehme Folge haben. Und es ist nicht unmöglich, daß solche Ausnutzungen unweigerlich an das amtliche Dementi sich knüpfen. Aber auch das hätte vermieden werden können. Zweifellos ist das Gerücht von einer verachtigen Auslösung des Kaisers entstanden aus der Meldung, der Kaiser habe beim Empfang des Herrschers-

Feuilleton.

Der Oger.

Roman von Hermann Birkenfeld.

Fortsetzung.

„Eine kleine Bewegung durchhütelte des Doctors Worte, und Rudolf fühlte seine Hand durch, so sehr, als wolle man sie nie wieder freigeben.“

„Er noch laun, ist dies Alles Wirklichkeit? Im Schlaf ist ihm das Gute befehrt. Wohl hat er den Weg über einmal den Gedanken gehabt, der Mann in der Lodenjoppe müßte der Geduld sein, ihn aber gleich wieder fallen lassen; es schien ihm nach dem vergessenen Gehen so unangelegentlich, plötzlich mitten im Walde ein Ziel zu gelangen. An welches Ziel?“

„Wollte gütiger Hoffnungen geht Rudolf mit dem Doctor zwischen den niedrigen Büschen des Waldes dahin. Auf seine Anbiederung hat er mit nichts antworten können als mit einem kühnen Blick.“

„Du sollst mir ein“, sagt Weber nach längerem Schweigen, „ich habe dir nicht einmal nach dem Namen gefragt.“

„Ich heiße Rudolf Hammer.“

„Doctor Weber nicht gefahren.“

„So kann ich Sie doch unter einer bestimmten Gattete bei mir vorstellen“, brummt er, indem er die Thür eines langgestreckten einhöckerigen Wagens mit dem Fuße aufschließt. „Wollte Herr Rudolf Hammer aus Bremen. Bitte!“

„Daß wäre hier unsern Feldern ein junges Mädchen, schlüpfend ganz still, mit großen, gleich einem ewigen Fragezeichen in die Welt lugenden braunen Augen und einem Gesicht sich eigenartig ringelnder Gesichtszüge, die dem Gesicht, großem, an die Brust geflohen, hätte es nicht im letzten Augenblick seinen Jernhelm erkannt, um sich in bester Verwirrung mit einem ungeschickten Kopf abzugeben und dergestalt dem Onkel Doctor den ihm jugendlichen üblichen Willkomm zu entziehen.“

„Weber hat die kleine Scene mit behaglichem Lachen begleitet. Run macht er die beiden jungen Leute miteinander bekannt.“

„Mein Erziehungswort!“ erklärt er Rudolf. „Das einzige Kind, das ich großgezogen habe. Sprich, Jona, ja im Walde davon. Sonst heißt das Ding auch Frida. — Ach, was! Weißt du nicht gleich die Hand?“, ruft er, als Rudolf Hammer den Versuch einer fremden Berührung macht. „Und nun, lieber Jona — daß Du für diesen jungen Wandersmann und mich ein unheimliches Wemden!“

„In Rudolf's Rechte hat sie unbefangen eingeschlagen und entgegnet jetzt lachend: „Ja, sehr Wisstest, Onkel Gerhard.“

„So, die dörnjährlicher Wanderer, nun machen Sie sich's bequem! Haben ein Recht, müde zu sein“, sagt Doctor Weber, als er mit einem Schritt in das einfach ausgestattete Wohnzimmer gerathen ist. Ein ansehnlicher Hauch des Wohlgeruchs ist hier über ihm ausgebreitet. Keine bedauerliche Ordnung, aber auch kein Chaos. Weber hängt sein Gewehr an einen Haken, legt sich Rudolf gegenüber auf einen Stuhl, setzt einem Stuhlhücker, der an ihm heranzieht, liegend über den Rücken Kopf und sieht auf die Dorfstraße hinaus. Gegenüber rücken die Schöne eines Waldes.“

„Bei Tisch macht Rudolf dann eine neue Bekanntschaft. „Mein Kaffee Frig Weber.“ „Halt, der Doctor einen jungen Herrn, zu Ende der Wangerer, der mit fröhlichem Körperbau und dem Manieren, auch der Klarheit des Sprechens, dessen scharfe Augen mit einem gewissen Freimuth, der Welt miltären. Dieser Junke, daß seine sonst lebhaften Züge in unbedachteten Augenblicken einen schlaffen, matten Ausdruck annehmen.“

„Frida wird dem ihm in dem patronisirenden Ton des Vaters behandelt, den sie aber durch manche tolle Antwort vergilt. Rudolf vermischt zwischen den beiden etwas wie ein geheimnisvolles Gespräch. Warum auch nicht? Und was geht's ihn an! Er selbst wachelt mit dem jungen Herrn nicht mehr als ein paar Redensarten.“

„Kocher — es ist brauchen noch lagel — will der Doctor ihm das Glaswasser zeigen. „Wenn er es noch nicht kennt —“

„Kocher! Kocher! er ist nicht, daß auch noch gar nicht gewußt, welcher Art dasjenige der beiden Dorfstraße liegende Gebäudchen ist.“

„Um so williger folgt er dem Groudat in die lachende Atmosphäre der Hütte, in der schwelende Gestalten, die nachten Hänge in Lederpolstern, an langen Pfeifen glühende glühende Köpfe schwingen, rufen, aufstehen, bis sie zu hohen, reichlich gleichenden Kindern geworden sind, die dann, neu erweicht und mit einer Schere auseinander geschnitten, ihre klaren Hände von einer ebendiesen Wolke auseinanderlassen.“

„Rufung zu übernehmen. Nur nebenher behandelt er als Arzt —“

„Werde es Ihnen nicht schwer, Ihren Beruf aufzugeben?“ „Drauf!“ fragt der Onkel. „Was das ist, sagt eigentlich schon im Worte selbst. Scherz!“ — „Kein —“ — „Hier schmeißt er langsam auf — „Schmeißt mir's nicht geworben. Wo der Mensch nötig ist, da soll er stehen; das können Sie sich merken, junger Mann.“

„Denn das ist Du es jetzt hier in der Hütte, Onkel Gerhard?“ „So nötig, daß Du mich endlich meinem Schicksal an dem Herrn Fritz überläßt.“

„Die Frau haben Kintelen's Eintreten gar nicht bemerkt. Der Doctor wendet nur ein wenig den Kopf und murr: „Halt! Was wieder mal gegen, Frigens?“

„Aber obwohl er dabei lächelt, Frida lächelt nicht. „Das ist kein Dank dafür, daß man ihm nachläßt“, sagt sie mit schmerzlichen Töne und tritt dicht an Rudolf Hammer heran. „Geben Sie halt, jetzt bekommen Sie Ihren Orak —“

„Wie das?“ ruft Rudolf. „Erlaub!“

„Zwei Rediteer treten hinzu, jeder an eiserner Stange mit einem glühenden Glockenboden, die sie miteinander verbinden und zu einem dünnen Boden ausspannen, und einer beginnt dazu: „So spannen wir Huden für einen Joden.“

„Ach, was!“ ruft der Andere. „Dies sind ja zwei.“ „Ach, was! Wollte den Brautpaar!“

„Erstündet will Frida stehen, aber schon ist sie von der glühenden Rinde umgeben, und diese zu übersteigen, müde eine Kränzung der Arbeiter. Sie kennt den Brauch.“

„Herr Hammer! Die Herrle können von ihrem alten Usafg immer noch nicht lassen.“

„Wir hat das Spinnen gerade gemacht. Es ist ja eine das- selbe, wie bei der Ente in manchen Gegenden das Spinnen.“

„Ich habe gegen den Usafg auch nicht viel“, brummt der Doctor. „Macht werten Golt nicht viel Armer.“

„Frida wickelt dazu: „Es war so nett!“ Dann jedoch, als habe sie zuletzt gefügt, schmeißt sie ihren Redensart an den Onkel Arm. Sie ist nicht fertig; dem Welen aber reicht sie längst nicht bis zur Schulter.“

„Sol!“ grüßt der junge Herr. „Woju habe ich denn die neue Hüttenordnung dort an die Wand gehängt?“

„Hm! Weiß es auch nicht. Bin lange genug ohne das Placat ausgekommen.“

„Aber die Seiten haben sich geändert“, fährt Frida erregt fort. „Und wer ist überhaupt für die Ordnung im Betrieb verant- wortlich, Du oder ich, Onkel? Ich sollte meinen, daß ich nach- gesetzt alt genug wäre, hier selbst den Herrn zu spielen.“

Der Onkel, der sich von einem Jungen hat einen glühenden Spahn bringen lassen, um seine Pfeife anzuzünden, puffte schweigend vor sich hin.

„Meinst, ich könnte gehen?“ fragt er dann, nach einer ganzen Weile. „Sein Kaffee macht eine unwillige Bewegung. „Wer spricht davon? Rur — ein wenig Selbstständigkeit! Wer den Leuten —“

„Hst Du genau der, als der Du dich ihnen zeigt. Das stimmt. — Hörmien Sie, junger Mann!“